

Inhalt

Vorwort	9
Frühe Nachbarschaften	11
Reihenbrauen und Weiberzechen	12
Dörfler und Städter	19
Dörfliche Idylle versus städtischer Dschungel	22
Der Kuhglocken-Prozess	25
Quartier, Viertel, Kiez und Hood	27
In the Ghetto	27
Das harte Leben	31
Alles fließt	32
Bullerbü in der Innenstadt	35
Von der »Étage noble« zu den »Chambres des bonnes«	35
Innere Suburbanisierung	37
Sushi statt Pommes	39
Das A und O ist Sicherheit	40
GCs haben keine Lieder	42
Zäune und Mauern	45
»Tear down this wall!«	46
Nähe als Gefahr	49
Die Sonntagsregel	52

Fremde oder Freunde?	55
»Nicht-Orte«.....	56
Was ist die Mehrzahl von »fremd«?	60
Das 10. Gebot	63
»Ein Traum von Mädchen«	63
Die Kirschen in Nachbars Garten	65
Romeo und Julia	69
Gleich und gleich gesellt sich gern	71
Höfe mit Fenstern	75
Nehmen ohne Geben	76
Das libidinöse Glück des Gaffers	78
Durch die Linse linsen	80
Nähe und Distanz – ein Eiertanz	83
Wann kommt die Müllabfuhr?.....	84
»Für uns hier«	85
Nähe ist ein räumliches Gefühl	87
My home is my castle.....	88
Niemand nebenan ... auch keine Lösung.....	91
War früher alles besser?.....	93
»Allein« heißt noch lange nicht »einsam«	95
»Der größte Schuft im Land ...«	99
Was sollen bloß die Nachbarn denken	99
Madame Pipelet und der Blockwart	105
»Die hinger de Jadinge stonn«	108
Das Leben der Anderen	110
rottenneighbor.com & Co	112
»We have a right to know!«	117
Hören, Riechen, Sehen, Fühlen	117
Kant versus Gutzkow.....	122
Vergleichen, Konkurrieren, Beneiden.....	124

»Wie der Schwanz einer Ratte«	126
Maschendrahtzaun & Knallerbsenstrauch	131
Polysphincta und Herr Tiberius	134
Lernen von den Sternen?	139
Unser Kiez heißt Erde	139
Die »Vereinigte Föderation der Planeten«	141
Flora und Fauna	143
Flirten mit Fiffi	143
Schmarotzer und Fressfeinde	144
Symbiosen	147
Mein Freund, der Baum	148
Digital = Unsozial?	151
Corona: Gemeinsames Singen und Nasenhaare	151
Das Lokale im Globalen	155
Rauchzeichen und Pfeifsprachen	157
Stirbt die »gute Nachbarschaft« aus?	159
88 Mark im Monat	159
Wer braucht ihn noch, den Nachbarn	162
Globalisierte Gleichgültigkeit	164
Transformation statt Exitus	165
Warum nicht mal »nachbarn gehen«?	169
Alexa und Bärbel	169
Das Ei des Nachbarn	171
Anstelle eines Nachworts	173
Der Autor	176

»We have a right to know!«

Konkurrenz, Angst, Stalking, Mord

Nehmen wir zwei Nachbarn. Der eine bin ich. Und der andere: Ist der andere. Oder wollen wir schreiben: DER andere?! Mein Nachbar ist ein Nicht-Ich. Er ist ein Außer-Mir, und oft genug bin ich selbst außer mir, wenn ich an ihn denke. Was bildet dieser Mensch sich ein, mir so nah auf die Pelle zu rücken. So nah, dass ich ihn sehe, höre, rieche und – schlimmstenfalls – sogar spüre!

Da steht sie wieder und gießt ihre elenden Rosen.

Da dreht er wieder seine Anlage auf und hört seine immer gleiche *Best of the 80ies*-CD.

Und jetzt braten sie auch noch Fisch und erzählen sich Witze dabei.

Über mich?

Der Nachbar: Immerhin gibt er eine Antwort auf die Frage aller Fragen. Wer bin ich? – Nun, zumindest nicht der/die da drüben! Dem großen Rätsel bringt uns das nicht wirklich näher, und ein bekannter deutscher Journalist wackelt sogar an dieser bescheidenen Erkenntnis. Aber dazu später.

Hören, Riechen, Sehen, Fühlen

Von Donald Ducks Nachbar Zorngiebel war schon die Rede. Bezeichnenderweise arbeitet er mal als Sprengmeister, mal als Lärmschutzpolizist. Als solcher führt er sich auch gern im

heimischen Garten auf, wenn Donald ihn wieder einmal nervt. Die beiden schenken sich nichts, sondern reizen sich bis zur Weißglut. Auch der sonst so nette Donald gibt am gemeinsamen Zaun gern den Provokateur. In dem Zehnseiter *Eine Stille Nacht* beispielsweise singt er das titelgebende Lied in Endlosschleife – nicht nur einen Zorngiebel brächte das auf die Palme.

Carl Barks hat die Geschichte 1945 geschrieben. Weil sie den Redakteuren nicht zum Weihnachtsfest passen wollte, wurde sie ihm unhonoriert zurückgeschickt und erst 1990 erstmals gedruckt. Dabei trifft er eigentlich den neuralgischsten Punkt zwischen Nachbarn: die akustische Belästigung. Mal ist es die Musik, mal toben die Kinder zu laut, auch der lauthalse Ehekrach gibt immer wieder Anlass zu Beschwerden. Der Schriftsteller Theodor Lessing (1872–1933) hat 1908 eine *Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens* veröffentlicht. Besonders erobert zeigt er sich dort über den klerikalen »Missbrauch der Glocke«. Vielerorts gingen die Pfarrer so weit, »dass man nicht nur läutete, wenn irgendwo ein Kind zur Welt kam, sondern auch, wenn die Kuh des Dorffürsten kalbte oder ein Gewitter in der Luft stand«.

Sind es nicht die lärmenden Kinder, führen auch gern die Haustiere zu hitzigen Auseinandersetzungen. Hunde schlagen Brücken, aber sie können auch Mauern errichten. Wie Aktiv- und Passivgriller selten Freunde sind, so auch Hundehalter und Ruhebedürftige. Der Wauwau im Garten streunt gern an der Grundstücksgrenze entlang, und er schlägt an, wenn ihm etwas auffällt. Immer wieder müssen sich die Gerichte mit den Klagen »verbellter« Nachbarn befassen. Dabei ist die Sache längst geklärt: Wauzi & Co. dürfen maximal dreißig Minuten pro Tag kläffen – von 8 bis 13 und von 15 bis 19 Uhr und je-

weils nur zehn Minuten am Stück. Dass einem Tier Begriffe wie »Mittagspause« und »Abendruhe« nicht viel sagen, ist natürlich auch den Rechtspflegern bewusst. Sie schieben die Verantwortung deshalb auf die Herrchen und Frauchen. Dasselbe gilt im Übrigen auch für andere tierische Schreihälse. Das Oberlandesgericht Hamm musste sich 1990 mit einem krähenden Stadthahn beschäftigen. Während noch so dissonantes Vogelgezwitscher als angenehm empfunden wird, scheint das Krähen eines Gockels vielen Menschen auf die Gehörgänge zu schlagen. In diesem Sinne entschied das Gericht, der Hahn habe an Werktagen bis 8, am Wochenende bis 9 Uhr zu schweigen. Wie das gelingen sollte? Es steht zu befürchten, dass das Tierchen präventiv im Backofen landete.

Tatsächlich mörderisch ging es in einem Fall zu, der 2011 am Amtsgericht Krefeld verhandelt wurde. Weil ihn das nächtliche Quaken im Teich des Nachbarn störte, hatte der Beklagte zum Gewehr gegriffen und wild ins Gewässer gefeuert. Am nächsten Morgen fanden die Besitzer einen ihrer Frösche tot im Wasser, ein anderer war nur schwer verstümmelt mit dem Leben davongekommen. Der mutmaßliche Killer bestritt die Tat, wurde aber immerhin wegen unerlaubten Waffenbesitzes zu 1500 Euro Geldstrafe verurteilt – für den Hartz-IV-Empfänger sicher kein Pappenspiel.

Das 11. Gebot

Du sollst nicht lärmern!

Robert Gernhardt

Ein Klassiker der optischen Belästigung ist der überhängende Ast. Juristisch betrachtet darf man sich gegen ihn wehren, wenn er eine Beeinträchtigung darstellt – also wenn ich mich

zum Beispiel nach den herabgefallenen Zapfen bücken muss. In diesem Fall darf ich den Ast sogar dann abschneiden, wenn dies die Statik des gesamten Baumes gefährdet. Allerdings muss ich meinen Nachbarn vor der Aktion informieren und ihm eine gewisse Frist setzen.

Etwas anders sieht es bei den Früchten aus. Was über meinem Gras wächst, darf ich auch pflücken, könnte man als Laie meinen. Stimmt aber nicht. Denn die Früchte gehören dem, dem der Baum gehört. Der Besitzer darf sogar über den Zaun hinweg auf mein Grundstück lang, um seine Ernte einzufahren. Andersherum mache ich mich des Diebstahls schuldig, wenn ich ihm zuvorkomme. Um alle Unklarheiten zu beseitigen: Nur was vom Baum auf mein Grundstück fällt, darf ich behalten. Den überhängenden Ast dafür zu schütteln, ist jedoch wiederum verboten.

In Daphne du Mauriers *Jamaica Inn* lebt Jem Merlyn in einem einsamen Haus im Moor. Für das Leben eines Einsiedlers hat er sich bewusst entschieden: »Hätte ich Nachbarn, würde ich mich wie in einer Kiste fühlen. Du steckst deine Nase über den Zaun in den Garten von jemand anderem, und wenn seine Kartoffeln größer sind, gibt's Ärger. Kochst du dir ein Kaninchen, wabert der Geruch rüber in Nachbars Küche. *God damn it, Mary, that's no life for anyone.*«

Du Maurier/Merlyn beschreiben hier ein eigenartiges Phänomen: Obwohl der Nachbar eigentlich nur seinen alltäglichen Pflichten und Bedürfnissen nachgeht, strapaziert er meine Nerven. Er kocht, er düngt, er lebt, und allein durch seine Existenz beeinträchtigt er die meine. Schon in Eike von Repgows mittelalterlichem Rechtsbuch, dem *Sachsenspiegel* (um 1222), wird der Nachbarschutz in Vorschriften gegossen. In Paragraf 1 heißt es zum Thema »Ofen und gang« (also Back-

ofen und Abtritt), die »schweinekoben sollen drei fuß von dem zaune stehen«. Paragraf 2 regelt dann den nachbarlichen Brandschutz: »Jeder soll beschützen seinen ofen und dessen mauern, dass die funken nicht fahren in eines anderen mannes hof ihm zum schaden.« Sein eigenes Schwein hat heutzutage kaum noch jemand im Koben. Streitigkeiten drehen sich stattdessen zum Beispiel um die große Borussia Dortmund-Fahne im Vorgarten nebenan. Einem Sauerländer ging sie gegen den Strich, er klagte und verlor: Fans dürfen die Fahnen ihres Lieblingsvereins also aufstellen. Im Einzelfall kann das ein tägliches, womöglich lebenslanges Martyrium bedeuten. Man stelle sich vor, der Kläger ist Schalke-Fan. Jeden Morgen schreitet er unter dem verhassten Schwarz-Gelb zur Garage, fährt entsprechend missmutig zur Arbeit, erledigt sie mehr schlecht als recht, kommt übel gelaunt nach Hause, fängt Streit mit Frau und Kindern an, beginnt zu trinken, verfällt in Depressionen ... stirbt mit 55 – und das alles nur wegen der Fahne seines verdammten Nachbarn! Vielleicht hätte der Betroffene sich mit einem strategisch klug platzierten Gartenzwerg wehren sollen. Gnomen, die einen Vogel, Stinkefinger oder das nackte Gesäß zeigen, sind verboten. Aber gegen ein hübsches, königsblaues Schalketrikot könnte niemand etwas einwenden.

Dass optische Pein sich auf den Körper niederschlagen kann, bestätigt auch die Schriftstellerin Judith Hermann. In ihrem Roman *Aller Liebe Anfang* (2014) beschreibt sie eine bedrückende Nachbarschaft am Stadtrand. Angesprochen auf ihre eigenen Erfahrungen, erzählte sie dem SWR, dass sie Nachbarschaft geradezu physisch empfinde: »Du hörst natürlich Musik oder du hörst die Schritte über dir. Und das ist ..., ich empfinde das irgendwie durchaus körperlich.«

Hermann spricht weiter von einem »energetischen Vibrieren« – ohne klar zu sagen, dass sie diese Nähe zum Nachbarn belaste. In seinem *Malte Laurids Brigge* wird Rainer Maria Rilke konkreter: »Ich könnte einfach die Geschichte meiner Nachbarn schreiben«, heißt es dort, »das wäre ein Lebenswerk. Es wäre freilich mehr die Geschichte der Krankheitserscheinungen, die sie in mir erzeugt haben«. Weil Malte keinen direkten Kontakt zu den Menschen nebenan sucht, sind sie für ihn »nur in den Störungen nachzuweisen, die sie in gewissen Geweben hervorrufen«. Hermanns/Rilkes Wortwahl ist entlarvend: Der Nachbar, der Fremde ist nur ex negativo nachzuweisen – durch ein energetisches Vibrieren, durch Gewebestörungen. Er ähnelt damit einem Schwarzen Loch: Niemand hat je eines gesehen, aber die Gravitation ist gewaltig. Kommst du ihm zu nah, frisst es dich auf. Und dann ist finito – nicht nur mit der Nachbarschaft.

Fol wizick!

Rufen Sie Ihren Nachbarn an oder klingeln Sie bei ihm und fragen Sie besorgt, ob er von der Diebesbande vor Ort hörte. Natürlich schildern Sie ihm dabei genau sein Profil, welches die Täter bevorzugt auswählen.

Focus-Praxistipps, 6. Juni 2023: Streiche, die Nachbarn in den Wahnsinn treiben

Kant versus Gutzkow

Ist Krach immer enervierend, Geruch immer lästig? Lassen wir zwei Klassiker zu Wort kommen. Immanuel Kant (1724–1804) ist entschieden aufseiten jener, die den Nachbarn anstrengend finden: »Es hängt der Musik ein gewisser Mangel an Urbanität an, dass sie, vornehmlich nach Beschaffenheit ihrer Instrumente, ihren Einfluss weiter, als man ihn verlangt auf

die Nachbarschaft, ausbreitet und so sich gleichsam aufdrängt, mithin der Freiheit anderer ausser der musikalischen Gesellschaft Abbruch tut, welches die Künste, die zu den Augen reden, nicht tun, indem man seine Augen nur wegwenden darf, wenn man ihren Eindruck nicht einlassen will. Es ist hiermit fast so, wie mit der Ergötzung durch einen sich weit ausbreitenden Geruch bewandt. Der, welcher sein parfümiertes Schnupftuch aus der Tasche zieht, traktiert alle um und neben sich wider ihren Willen und nötigt sie, wenn sie atmen wollen, zugleich zu geniessen, daher es auch aus der Mode gekommen ist.«

Der Dichter Karl Gutzkow (1811–1878) hingegen kann dem Gedudel von nebenan etwas abgewinnen. Ja, er fordert den Nachbarn sogar zum Weitermachen auf! Eine echte Ausnahme, der Mann!

Der Nachbar

Dicht über meinem Kämmerlein
Schlägt ein verliebter Ritter
Tief in die stille Nacht hinein
Die Saiten einer Zither.

Er singt dazu; bald Leid bald Lust –
Den Text kann ich nicht fassen.
Nur merk´ ich ´was von wunder Brust,
Von Lieben und von Hassen.

Da geb´ ich ihm dann meinen Schmerz
Als Text für seine Kehle.
So singt und spielt mein eigen Herz,
Die eigne kranke Seele.

Doch plötzlich wird die Hand ihm müd',
Die Töne sind verklungen,
Ich habe mich in Nachbars Lied
Verirrt und wie versungen.

Hört, hört, Herr Nachbar, fortgespielt!
Wollt Ihr mich so verhöhnen?
Ihr habt die Schmerzen aufgewühlt,
Wer soll sie nun versöhnen?

Vergleichen, Konkurrieren, Beneiden

Woher rührt es eigentlich, das ewige Problem mit den Nachbarn? Nicht zuletzt liegt es in der unmittelbaren, räumlichen Nähe begründet. Nachbarn sind Grenzgänger – im übertragenen wie im wörtlichen Sinne. Ihr Leben beginnt, wo unseres endet, sie spinksen herüber und prüfen die Qualität des Rasens. Neid und Begehren gehen Hand in Hand beim Vergleich mit dem Nachbarn. Jeder kennt das Phänomen: Jenseits des Zauns wirkt das Gras immer grüner, und die Kartoffeln scheinen ein bisschen dicker. Womit haben die von drüben das verdient? Warum werde ich vom Schicksal benachteiligt? Blühen meine Rosen nicht eigentlich deshalb so schwach, weil des Nachbarn Thujahecke ihnen das Licht raubt? Auch in Mietwohnungen läuft das nicht anders: Wird drüben geschrien, ist die Harmonie diesseits der Wand umso vollkommener. Legt sich der Nachbar hingegen ein neues Sofa zu, wirkt das eigene plötzlich schäbig.

Der Entenhausener Zorngiebel heißt im Original Jones. Die Redensart »Keeping up with the Joneses« meint so viel wie: mithalten mit den Nachbarn, sich ihrem Wohlstand angleichen, ihn am besten sogar übertreffen. Römische Kneipenwir-

te verkleideten ihre Theke mit anderswo aussortiertem Marmorbruch, um sich im Abglanz der Begüterten zu sonnen. Hesiod beklagt um 700 v. Chr., dass »der Schmied dem Schmied missgönnet« und sogar die Ärmsten miteinander konkurrierten. Horaz (65–8 v. Chr.) stimmt ein in den Chor, indem er fragt, warum »jeder des anderen Bahn preist« und »vor Kummer vergeht, wenn des Nachbarn Geiß mit vollerem Euter einhertritt«.

Eigentlich wissen wir es alle besser: »Das Glück gedeiht im eigenen Haus und kann nicht in Nachbars Garten gepflückt werden«, sentenzte einst der englische Dramatiker Douglas Jerrold (1803–1857). Auch das Neue Testament appelliert an den gesunden Menschenverstand: »Es stelle sich ein jeglicher unter uns also, dass er seinem Nächsten gefalle zum Guten, zur Besserung«, heißt es im *Römerbrief*. Aber was helfen edle Einsichten gegen niedere Instinkte?! Lassen wir den Volksmund sprechen! Im Folgenden ein paar Redensarten aus aller Welt, die uns unsere kleinliche Natur schonungslos vor Augen führen.

Ein neidischer Mann wird mager durch die Fettleibigkeit seines Nachbarn. (Niederlande)

Die Ente des Nächsten erscheint stets als Gans. (Bulgarien)

Bei Feldfrüchten hält man die des Nachbarn für die besten, bei Kindern die eigenen. (China)

Wünsche deinem Nachbar eine Kuh, damit Gott dir zwei gibt. (Armenien)

Wenn wir uns mit den Augen der Nachbarn betrachten könnten, würden wir uns oft beneiden. (Walter Ludin, Journalist und Franziskaner)

Mögen die Flöhe im neuen Jahr zu deinem Nachbarn wechseln. (Ägypten, Geburtstagswunsch)

Die Kirche sagt, du sollst deinen Nachbarn lieben. Ich bin überzeugt, dass sie meinen Nachbarn nicht kennt. (Peter Ustinov)

Spare Luft, wenn der Nachbar Stöpsel in den Ohren hat. (Serbien)

Wenn du wissen willst, was dein Nachbar von dir denkt, so fange einen Streit an. (Simbabwe)

Wenn dein Nachbar eine Banane nach dir wirft, wirf ein Stachelschwein nach ihm. (Gabun)

Das Messer im Bauch des Nächsten tut nicht weh. (Brasilien)

Ein boshafter Mann gibt ein Auge hin, wenn er seinen Nachbar dadurch blind machen kann. (Dänemark)

Noch Fragen? Ein Sinnspruch unbekannter Herkunft klärt den Rest: *Alle Welt gern zu haben, ist kein Kunststück. Das Problem ist der blöde Kerl von nebenan.*

»Wie der Schwanz einer Ratte«

In einer Umfrage des Emnid-Instituts erklärten 72 Prozent der Teilnehmer, sie würden bei den Nachbarn klingeln, um sich zum Beispiel ein Werkzeug zu leihen. Völlig normal, sagt man

sich als Außenstehender, doch was ist mit den restlichen 28 Prozent? Was machen die? Beim Leihen/Ausleihen sollte man im Blick haben, dass auch kleine Gefälligkeiten ein Schuldverhältnis generieren. Letztlich unterscheiden sich ideelle Schulden nicht wesentlich von materiellen: Hast du mir fünf Euro geliehen, bekommst du sie sobald wie möglich zurück. Habe ich deinen Rasenmäher benutzt, warte ich auf eine Gelegenheit, mich zu revanchieren. Nachbarschaftsforscher Walter Siebel formuliert es so: »Man achtet sehr darauf, dass man wieder zurückhilft oder die Hilfe mit Gegengeschenken dann gleichsam bezahlt. Also, man möchte seinem Nachbarn nicht verpflichtet sein.«

Wie tief die Angst vor nachbarschaftlichen Schuldverhältnissen sitzen kann, illustriert ein berühmtes Beispiel des Psychologen Paul Watzlawick. In seiner *Anleitung zum Unglücklichsein* erzählt er von einem Mann aus der Gruppe jener oben genannten 28 Prozent. Der typische Mann-Mann will ein Bild aufhängen. Zum Nagel fehlt ihm der Hammer, also beschließt er, den Nachbarn zu fragen. Aber im nächsten Moment vermengen sich sein Ego, sein Misstrauen und seine maskulinen Vorurteile zu einem giftigen Cocktail: Wird er mir seinen Hammer überhaupt leihen? Der guckt in letzter Zeit so unfreundlich. Ich »habe ihm nichts angetan«, sagt er sich, »wenn jemand von mir ein Werkzeug borgen wollte, ich gäbe es ihm sofort. Und warum er nicht? Wie kann man einem Mitmenschen einen so einfachen Gefallen abschlagen?«

Mit dem letzten Satz hat sich der Mann von jeder Psychologik entfernt. Der vage Verdacht hat sich zur unterstellten Tatsache ausgewachsen: Der Mistkerl will seinen Hammer nicht rausrücken! Einmal auf der falschen Spur, kippt sein Grübeln ins Groteske, die Geschichte endet als Farce: »Und

dann bildet er sich noch ein, ich sei auf ihn angewiesen. Bloß weil er einen Hammer hat. Jetzt reicht's mir wirklich. – Und so stürmt er hinüber, läutet, der Nachbar öffnet, doch noch bevor er ›Guten Tag‹ sagen kann, schreit ihn unser Mann an: ›Behalten Sie Ihren Hammer, Sie Rüpel!‹«

Die Bibel hätte dem armen, in seinem falschen Stolz gefangenen Kerl helfen können. »Sprich mit deinem Nachbarn, ehe du ihm Vorwürfe machst«, heißt es in *Jesus Sirach 19,14*. Aber wer Wand an Wand wohnt, vergisst hin und wieder, dass er auch Tür an Tür wohnt. Eins der trostlosesten und zugleich aufschlussreichsten Beispiele für dieses Dilemma hat uns Franz Kafka hinterlassen. In der Kurzgeschichte *Der Nachbar* (1917) sinniert der namenlose Erzähler über seinen neu eingezogenen Nachbarn. »Mein Geschäft ruht ganz auf meinen Schultern«, hebt er selbstbewusst an. Um schon kurz darauf zuzugeben, dass nicht alles im Lot ist bei ihm: »Die Geschäfte rollen vor mir her.« Viel besser, so glaubt er, läuft es bei seinem neuen Nachbarn, einem »jungen, aufstrebenden Mann«, dessen Wohnung er eigentlich selbst gern hinzugemietet hätte. Welcher Profession dieser »Harras« nachgeht, weiß er nicht, aber: »Ich habe Erkundigungen eingezogen, man hat mir mitgeteilt, es sei ein Geschäft ähnlich dem meinigen.«

Wie Judith Hermann und Rilkes Malte leidet auch Kafkas Nachbar körperlich unter der Nähe seines vermeintlichen Konkurrenten: »Natürlich werden dadurch meine geschäftlichen Entscheidungen unsicher, meine Stimme zitterig. Was macht Harras, während ich telefoniere?« Allmählich steigert er sich in einen Wahn aus Angst und schließlich Hass. Harras »huscht formlich an mir vorüber«, beschwert er sich, und in seine Wohnung sei er »wie der Schwanz einer Ratte hineingeglitten«.

Seine kleinmütigen Spekulationen decken sich mit einem Songtext von Tom Waits. Der Sprechgesang *What's he building?* (1999) weist so viele Parallelen zu Kafkas *Nachbarn* auf, dass man davon ausgehen darf, dass Waits den Text gelesen hat. Hier wie dort beschwert sich der Protagonist über die mangelhaften Umgangsformen des Nachbarn: »He never waves when he goes by«, singt Waits. Der Typ da nebenan habe keine Freunde, er sei geschieden, und »I'll bet he spent a little Time in Jail«. Irgend etwas konstruiert er dort drüben, man hört entsprechende Geräusche. Worum es sich handelt, versteckt er vor uns. Aber mit rechten Dingen geht es nebenan nicht zu: Der Kerl trage große Pakete aus dem Haus (siehe: *Fenster zum Hof*), Gift und Formaldehyd seien mit im Spiel, und »I swear to God I heard someone moaning low«.

Wie bei Kafka und Watzlawicks Beispiel spekuliert sich auch Waits' Protagonist ins Abgedrehte, Boshafte hinein. Zum Ende hin geht der Song jedoch über sein Vorbild hinaus und landet einen tragikomischen Coup. »What's he building in there?«, fragt sich der Nachbar zum wiederholten Mal, um schließlich in all seiner hilflosen Erbärmlichkeit auszurufen: »We have a Right to know!«

Wir haben das Recht, zu erfahren, was dieser Mensch dort treibt: Auch Waits' Figur weiß, dass er dieses Recht eben nicht hat. Was die Nachbarn in ihren vier Wänden treiben, ist allein ihre Sache. »Privatsphäre«, heißt das Zauberwort. Aber weil seine Nerven zum Zerreißen gespannt sind, weil seine Neugier ins Maßlose gewachsen ist, ignoriert er das Tabu und halluziniert ein vermeintliches »Recht«.

So weit kann es kommen.

Sowohl Kafkas als auch Waits' Figur spinnen sich ihre Verdächtigungen zusammen. Sie wissen so gut wie nichts über

den Menschen von nebenan, aber sie trauen ihm alles zu – vor allem alles Schlechte. Kafkas Kaufmann sieht sich in den Ruin getrieben durch die Machenschaften des Nachbarn, bei Waits scheint gleich ein Meuchelmörder am Werk. In der Kurzgeschichte wie im Song spricht ein hysterisches Ich, subjektiv und über die Maßen ängstlich. Auch wir als Leser/Hörer erfahren über den verdächtigen Nachbarn so gut wie nichts. Und das müssen wir auch nicht, denn um ihn geht es weder bei Kafka noch bei Waits. Da treibt kein Kundenklauer und kein Killer sein Unwesen. Der wahre Unmensch ist dieser andere, das lamentierende Ich. Das Monster hockt nicht nebenan. Sondern in uns.

.....

Vice versa

Wie mancher hasst seinen Nachbar aus keinem andern Grunde, als weil er sich bewusst ist, den Hass seines Nachbarn zu verdienen!

Friedrich Jacobs, 1764–1847, Philologe und Schriftsteller

.....

Dass solch ein Hirnkarussell auch einmal zu friedlichem Stillstand kommen kann, lernen wir von Rainer Maria Rilke. Sein Malte Laurids Brigge hat einen Nachbarn, dessen endlose Selbstgespräche ihm Magenschmerzen bereiten. Die Sache könnte enden wie bei Kafka und Waits, aber eines Tages erfährt er zufällig, was es mit dem geheimnisvollen Menschen auf sich hat: Aus Angst vorm Verrinnen der Zeit sagt er sich Gedichte von Puschkin und Nekrassow auf, monoton und immer wieder.

»Gott weiß, was da ausgekrochen wäre«, menetekelt Malte. Nun jedoch findet er es »ungemein beruhigend«, dass er weiß um diese »Geschichte, an der die vielen Würmer meiner Vermutungen zugrunde gingen«. Und während wir bei den Vorgenannten davon ausgehen müssen, dass ihre Nachbarschaft

sich nicht zum Besseren entwickeln wird, resümiert Malte geradezu euphorisch: »Ich kann wohl sagen, ich habe nie wieder einen so angenehmen Nachbar gehabt, wie diesen Nikolaj Kusmitsch.«

Dass dabei ein Quantum Heuchelei im Spiel ist, wollen wir gern hinnehmen.

Maschendrahtzaun & Knallerbsenstrauch

»Nähe hat sehr zwiespältige Konsequenzen«, sagt Soziologe Siebel. »Um sich zu prügeln, müssen Sie sich physisch nahe kommen. Und um sich zu umarmen, müssen Sie sich auch physisch nahe sein.« Sein Kollege Jan Philipp Reemtsma schrieb in *Nachbarschaft als Gewaltressource*: Menschen »können aus allen möglichen Gründen Ärger miteinander haben, Nachbarn haben Grenzärger«. An der Grenze konstituiert sich der Nachbar, immer mit dem Potenzial zur Eskalation von Aggression und Gewalt – »Nachbarschaft ist eine Gewaltressource erster Ordnung.«

Der Schritt von der rein verbalen, optischen, olfaktorischen oder akustischen Belästigung zur gewalttätigen Auseinandersetzung kann sehr kurz sein. Und oftmals weiß niemand mehr so richtig, wer ihn wann und weshalb gegangen ist, diesen Schritt. In der Story *Alte Feindschaft* von 1965 bewerfen sich Donald Duck und Nachbar Zorngiebel mit Melonen – offenbar seit dem gestrigen Abend. Als Donalds Neffen ihn morgens fragen, worüber sie sich streiten, antwortet dieser, das wisse er nicht. Wie in den vorgenannten Fällen ist es die gegenseitige Sprachlosigkeit, die den Zwist prolongiert. Tick, Trick und Track beschwören den Onkel, sich mit seinem Nachbarn auszusprechen, aber er weist das zurück. Das sei unmöglich, denn »schon wenn wir uns sehen, verschlägt's uns die Sprache«.

»Ein Haus ist leichter angezündet als gelöscht«, lautet ein Sprichwort. Versöhnliche Worte ertrinken im Schaum vor dem Mund, und der Rest ist Sprachlosigkeit. Hat die Vernunft einmal ausgedient, regiert die Axt. Oder die Kettensäge, wie 2022 im Fall von Jens Lehmann. Der Ex-Nationaltorwart hatte sich über die neue Garage seines Nachbarn am Starnberger See aufgeregt. Weil auch hier alle Kommunikationskanäle verstopft waren, schritt Lehmann zur Selbstjustiz. Mithilfe einer Kettensäge zerstörte er einen Balken des nachbarlichen Unterstands. Dumm nur, dass er dabei von einer Überwachungskamera gefilmt wurde. Der Fall ähnelt einem Konflikt in Juli Zehs Roman *Unterleuten*. Wie im Fall Lehmann ist es ein Garagenbau, an dem sich der Streit entzündet. Weil Partei A dagegen Einspruch erhoben hat, verbrennt B ohne Unterlass Reifen, die als giftiger Qualm ins Nachbarhaus ziehen. Familie A reagiert darauf wiederum mit dem Bau einer Mauer. Den bereits ausgehobenen Schacht dafür nennen sie – schön ausgedacht von Frau Zeh – den »Schützengraben«.

Aber das ist ja alles noch gar nichts! Donalds Melonen, Lehmanns Kettensäge, Zehs Grabenkrieg: Da denkt man unweigerlich an Deutschlands wohl skurrilsten Nachbarschaftskonflikt. Seit jener Folge der Gerichtsshow *Barbara Salesch* im Oktober 1999 sind die Stichworte »Maschendrahtzaun« und »Knallerbsenstrauch« unweigerlich mit der Sächsin Regina Zindler und ihrem damaligen Nachbarn Gerd Trommer verbunden:

Die resolute Frau aus Auerbach im Vogtlandkreis hatte von ihrem Nachbarn verlangt, seinen Knallerbsenstrauch zu entfernen. Der wuchere über die gemeinsame Grenze und beschädige Zindlers Maschendrahtzaun. Schon in der TV-Show wurde gekichert und gelacht, als die empörte Sächsin ihre Be-

schwerde vortrug – amüsante Youtube-Videos bezeugen dies. Die Sache ging durch die Decke, als Fernsehmoderator Stefan Raab den Fall in seiner Sendung *TV total* aufgriff. Sein besonderes Augenmerk lag auf der dialektalen Aussprache der Wörter »Maschendrahtzaun« und »Knallerbsenstrauch«, die er so gleich in einen kleinen Countrysong einbaute. Die Gäste im Studio fielen von ihren Stühlen, und am nächsten Morgen rückten Fernsehteams und Klamauktouristen aus dem gesamten Bundesgebiet vor den Grundstücken der verfeindeten Parteien Zindler und Trommer an. »Meinen Briefkasten haben sie in die Luft gesprengt und meine Winterstiefel geklaut«, klagte Zindler.

Der Song

If I'd ever be king/ And I'd get a crown,/ Then it would surely be made of Maschendrahtzaun.

Stefan Raab und Truck Stop

Der kleine Ort Auerbach profitierte von dem Streit, auch wenn er ihn nicht gerade ins vorteilhafteste Licht rückte. Souvenirs wie Zindler-Fußabtreter und -Türschilder kamen in Umlauf, die örtliche Konditorei bot eine »Maschendraht-Knallerbsen-Torte« an, und in den Gartencentern der Umgegend stieg die Nachfrage nach Knallerbsensträuchern. Den größten Erfolg feierte allerdings Raabs Lied, das er mit der Countryband *Truck Stop* produzierte. Das Stück stand sechs Wochen lang auf Platz Eins der deutschen Charts und verkaufte sich rund eine Million Mal.

Regina Zindler war der Rummel um ihre Person irgendwann zu viel. Sie verkaufte ihr Haus und zog fort – gesponsert durch TV-Gelder und ihren Anteil von zehn Pfennig pro ver-

kaufter Raab-CD. Der Fall selbst – Knallerbsenstrauch zerstört Maschendrahtzaun – interessierte da längst niemanden mehr. Viel Rauch um nichts – so hatte das anno 1999 auch TV-Richterin Barbara Salesch gesehen. Ihr Urteil: Die Schäden seien nicht bedeutsam, Zindlers Klage wurde abgewiesen.

Polysphincta und Herr Tiberius

28. Juli 2023, Langweid am Lech: Dreifachmord in der Nachbarschaft!

Ein 64-jähriger Sportschütze tötete am Freitagabend drei Menschen und verletzte zwei weitere schwer. Gegen 19.15 Uhr erschoss er zunächst das Ehepaar Claudia (49) und Wolfgang H. (52) aus dem 1. Stock. Im Erdgeschoss wurde Edeltraut N. sein drittes Opfer. Auf der Flucht zurück in ihre Wohnung erschoss der Täter sie durch die Tür. Ihren Sohn Sven (44) und dessen Lebensgefährtin (32) verletzte er schwer. Der Dreifachmörder von Langweid trug bei der Tat einen Gehörschutz.

Es sind Schlagzeilen wie diese, die die extremsten Schattenseiten nachbarschaftlicher Nähe beleuchten. Der Ärger im Straßenverkehr kulminiert mit dem Zeigen eines Vogels und endet an der nächsten Kreuzung beim Abbiegen. Ein Nachbarschaftskonflikt hingegen schaukelt sich hoch – schließlich sieht man den Kontrahenten jeden Tag aufs Neue. Im Fall Langweid schwelte der Streit bereits seit 2018 – es ging um Kinderlärm und nicht herausgestellte Mülltonnen. Aus Beleidigungen wurden Drohungen, aus Gerangel Mord. »Da lebt man in so einem unscheinbaren Ort, denkt, man kann ruhig die Rente genießen – und dann wird geschossen wie in einem Großstadt-Brennpunkt«, klagte eine Anwohnerin gegenüber der Presse. Ihren Namen wollte sie nicht nennen.

Lappalien wie der Kampf um den sächsischen Maschen- drahtzaun werden heutzutage nach Möglichkeit durch Media- tion geschlichtet. Das spart Nerven und Prozesskosten. Wenn jedoch die Fronten verhärtet, die Herzen verschlossen sind, es- kaliert die Sache früher oder später. Nicht immer muss es da- bei zu Mord und Totschlag kommen. Auch Dauerterror und Stalking können Nachbarn das Leben zur Hölle machen. Ein ganzes Buch darüber schrieb der Journalist Dirk Kurbjuweit. In seinem Roman *Angst* verarbeitet er die reale Geschichte eines alten, zunächst schrullig-sympathisch wirkenden Man- nes, der das Leben von Kurbjuweits Familie aus dem Gleichge- wicht bringt. Aus kleinen, unbedenklichen Nettigkeiten ent- wickelt sich mit der Zeit eine Art Belagerungszustand: »Im Ja- nuar erzählte mir meine Frau, dass Herr Tiberius nun häufiger für sie und die Kinder Kuchen backe. Komme sie nach Hause, würde er ihr das Gartentor mit dem Summer von seiner Woh- nung aus öffnen. [...] Sie fühle sich beobachtet.« Die Grenze zum kriminellen Stalking ist endgültig überschritten, als Ti- berius der Frau einen Liebesbrief schickt und bald darauf unterstellt, das Paar missbrauche seine Kinder.

Kurbjuweits Buch wurde in viele Sprachen übersetzt, mehr- fach hat er sich auch in journalistischen Texten dazu geäußert. Er beklagt, dass der Rechtsstaat in Stalking-Fällen nicht wirk- lich helfe. Üblicherweise werden Stalker dazu verpflichtet, Ab- stand zu halten. Aber bei einem Nachbarn greife das naturge- mäß nicht: »Herr T. wohnte in diesem Haus, wir wohnten in diesem Haus«, schreibt Kurbjuweit und kommt zu dem Schluss: »Der Nachbar als Feind ist der schlimmste Feind überhaupt, weil er einem so unausweichlich nahe ist.«

Kurbjuweits zentrales Thema ist jedoch nicht die Strafjus- tiz. Viel mehr beschäftigt ihn die Frage, was Mobbing, Verfol-

gung, Denunziation mit einem Menschen machen: Wie verändere ich mich selbst durch solch eine massive Belästigung? Stalker wie Herr Tiberius ähneln in ihrer Wirkung den Wespen der Gattung *Polysphincta*. Indem sie bestimmten Spinnen ein manipulierendes Serum injizieren, bringen sie diese dazu, beim Netzbau einem anderen Webmuster zu folgen. Die fremdbestimmten Spinnen bauen nun Brutkokons für die Wespen, um anschließend getötet zu werden. Ein infames Konzept, ein maliziöser Lebensentwurf: Nicht einmal die Natur sollte so etwas dürfen!

Ganz ähnlich wie die arme Spinne fühlte sich der gestaltete Journalist: Vom friedliebenden Menschen und wohlmeinenden Nachbarn mutierte er zum Rasenden. In der Fiktion, in Kurbjuweits Roman generiert die Verzweiflung des Familienvaters einen Mord. Der Gestaltete besorgt sich eine Waffe und erschießt den unerträglichen Nachbarn. Die Wirklichkeit jedoch gestaltete sich in mancher Hinsicht noch schlimmer. Mit der Zeit drängte sich der Stalker in Kopf und Körper des Verfolgten. »Ich hatte Herrn Tiberius bis dahin als den Fremden bekämpft. Das war vorbei, [...]. Ich kämpfte gegen mich, gegen die Gedanken und Bilder, die mich heimsuchten.« Wie tief sie saßen, wurde Kurbjuweit bei einer Theateraufführung seines Romans vor Augen geführt: Bei der Vorstellung in Greifswald wurden Herr Tiberius und sein Opfer vom selben Schauspieler dargestellt! Der Autor fand das so einleuchtend wie beängstigend. Sein Resümee treibt dem Leser einen kalten Schauer über den Rücken: »Wir sind ineinander aufgegangen. [...] Er wohnte unter mir, jetzt lebt er in mir.«

Um noch einmal die Eingangsthese aufzugreifen: Beantwortet also der Nachbar die ewige Frage, wer ich bin? Im Sinne von:

zumindest nicht Er? Kurbjuweit würde das leugnen. Denn Er ist Ich und Ich bin Er, wir sind unentrinnbar miteinander verwoben.

Polysphincta hat gewonnen. Und sie wird Nachwuchs zeugen!

Feind

*Über mir wohnt ein Mann/Ich höre ihn hereinkommen nachts/Höre,
wenn er sich Kaffee kocht/Viel ist das nicht/Gerade genug, um zu wissen/
Dass er/Mein Feind ist.*

Dieter Leisegang, 1942–1973, Schriftsteller
